



Leseprobe aus Paulick, Eine Spurensuche anormaler Identität im Werk Michel Foucaults, ISBN 978-3-7799-1326-9

© 2018 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-1326-9>

1. Einleitung

„Jeder Mensch erfindet sich früher oder später eine Geschichte, die er für sein Leben hält [...] oder eine ganze Reihe von Geschichten...“

(Max Frisch – Mein Name sei Gantenbein, S. 45)

„Meine Werke sind Teil meiner Biographie.“

(Michel Foucault – Sch 4/362, S. 961)

„Dieser angebliche Linke war weder Freudianer noch Marxist, weder Sozialist noch Anhänger des Fortschritts, Dritte-Welt-Aktivist oder Heideggerianer, er las weder Bourdieu noch *Le Figaro*, er war kein »linker Nietzscheaner« (wie so mancher) und übrigens auch kein rechter, sondern er war der Inaktuelle, der Unzeitgemäße seiner Zeit, um einen hier durchaus angebrachten Begriff Nietzsches aufzugreifen.“ (Veyne 2010, S. 165) Michel Foucault ist wahrlich schwer einzuordnen. Und sogleich ließen sich, mit Foucault im Hinterkopf, die Fragen aufwerfen: Warum dieses vorherrschende Bedürfnis ständiger Einordnung, Charakterisierung und Kategorisierung? Welche Mechanismen sind am Werk, um Subjekte zu identifizieren, und vor allem, um das Denken eines Subjekts über dessen Identität offenzulegen? Wie haben sich die Spielregeln etablieren können, nach denen etwas Gesagtes als *wahr* anerkannt wird? Und welchen Spielregeln der Wahrheit gilt es letztlich zu folgen, um einen Diskurs in den Zugehörigkeitsbereich des Wissenschaftlichen zu überführen?

Auch drei Jahrzehnte nach seinem Tod polarisiert Michel Foucault, wobei die Einschätzungen zumeist unmittelbar mit Identitätsvorschlägen einhergehen. Während er einerseits als „intellektuell unredlicher, empirisch absolut unzuverlässiger, kryptonormativistischer »Rattenfänger« für die Postmoderne“ (Wehler 1998, S. 91) wahrgenommen wird, der nicht wissenschaftlich argumentiert, sondern „hypnotisiert“ (Améry 2004, S. 229), wird er andererseits als intellektueller „Superstar“ (Lessenich 2003, S. 80) oder „Urheber der wissenschaftlichen Revolution“ (Veyne 1992, S. 8) bezeichnet. Ein ähnlicher Variantenreichtum findet sich sowohl bei disziplinären Kategorisierungsversuchen Foucaults – etwa als „Sozialphilosoph“ (Böhnisch 1999, S. 67), „Philosoph“ (Ewald/Farge/Perrot 1987, S. 9) oder „Historiker“ (Gehring 2002, S. 375) – als auch bezüglich einer zuordnenden Beheimatung in Denkströmungen des Strukturalismus (vgl. Taureck 2001, S. 83 ff.), Poststrukturalismus (vgl. Tsiros

1993, S. 21; vgl. Welsch 2008, S. 249) und der Postmoderne. Auch wenn Foucault inzwischen zu einem der meistgenannten Referenzautoren des Postmodernismus avanciert ist (vgl. Weik 1998, S. 37; vgl. Koch 2003, S. 220; vgl. Suárez-Müller 2008, S. 8), „wäre die Postmoderne nicht postmodern, ließe sie sich auf so einfache Weise *repräsentieren*“ (Fach 2003, S. 228). Denn nach wie vor können sich die Vertreter am „Fackellauf der Postmoderne-Diskussion“ (Kim 1995, S. 225) lediglich auf den Terminus „radikale Pluralität“ (Preglau 2001, S. 284; Welsch 2008, S. 4) als Kerncharakteristikum dieser Denkrichtung verständigen, was sich als definitorische Bestimmung jedoch als wenig präzise erweist. Oder um es mit Foucault zu sagen:

„Ich fühle mich verlegen, weil ich nicht sehr gut sehe, was dies bedeutet, und noch nicht einmal – das Wort ist nicht so wichtig, man kann stets eine willkürliche Etikette verwenden –, welche Art von Problemen mit diesem Wort gemeint ist oder den Leuten gemeinsam wäre, die man die Postmodernen nennt. So eindeutig wie ich sehe, dass hinter dem so genannten Strukturalismus ein bestimmtes Problem stand, im Großen und Ganzen das Problem des Subjekts und der Umarbeitung des Subjekts, so wenig sehe ich bei denen, die man die Postmodernen oder Poststrukturalisten nennt, welches die ihnen gemeinsame Art von Problemen wäre.“ (Sch 4/330, S. 542)

Foucault verstand seine Analysen nicht als „Arbeiten eines »Historikers«“ (GL, S. 16; Sch 4/338, S. 664) und betonte zugleich „niemals Freudianer [...], niemals Marxist [...], niemals Strukturalist“ (Sch 4/330, S. 527 f.; Auslassung: C.P.) und auch „kein Philosoph“ (WK, S. 17), „kein Schriftsteller [...] und kein Großintellektueller“ (Sch 4/362, S. 959; Auslassung: C.P.) gewesen zu sein. Das Aufbegehren gegen Einordnungsbestrebungen seines Denkens sowie das Ablehnen der Fixierung auf eine intellektuelle Identität wurden von Foucault dabei durchaus variantenreich und spielerisch in Form von *unmittelbarer Identitätszurückweisung*, *maskierender Anonymisierung* oder *verschleiender Pseudonymisierung* betrieben. Im Vorwort von *Archäologie des Wissens* richtet sich Foucault unmittelbar an die ihn dem Strukturalismus zuordnenden Kritiker und kombiniert die Zurückweisung der auferlegten Identitätszuschreibung mit einem Plädoyer für eine gesichtslose, sich verändern dürfende Autorenschaft: „Mehr als einer schreibt wahrscheinlich wie ich und hat schließlich kein Gesicht mehr. Man frage mich nicht, wer ich bin, und man sage mir nicht, ich solle der gleiche bleiben: das ist eine Moral des Personenstandes; sie beherrscht unsere Papiere. Sie soll uns frei lassen, wenn es sich darum handelt, zu schreiben.“ (AW, S. 30)

Im Jahr 1980 gibt Foucault *Le Monde* ein, auf seinen expliziten Wunsch hin, anonym geführtes Interview, welches lediglich mit *Der maskierte Philosoph* (vgl.

Sch 4/285) titulierte und publiziert wird. Foucaults Insistieren auf die Nichtnennung seines Namens sowie die Herausnahme aller identifizationsermöglicher Hinweise begründet er mit einer Kritik an den Medien, in deren Kulturbetrieb das Gesagte stets hinter der sich äussernden Person zurücktritt. „Warum habe ich Ihnen vorgeschlagen, das Gespräch anonym zu veröffentlichen? Aus wehmütiger Erinnerung an die Zeit, als ich noch unbekannt war und die Dinge, die ich sagte, noch eine Chance hatten, verstanden zu werden. Die Berührungsfäche zum späteren Leser war faltenlos. Das Buch entfaltete an ganz unerwarteten Orten Wirkungen und zeichnete Formen, an die ich nie gedacht hatte. Der Name tut nichts zur Sache.“ (Sch 4/285, S. 129) Über dieses Identitätsspiel der Anonymität eröffnet sich – so die Intention Foucaults – die Möglichkeit einer unmittelbaren Begegnung des Denkens mit dem Leser, ohne identifikatorische Verstellungen. „»Da du nicht weißt, wer ich bin, wirst du nicht in Versuchung kommen, nach den Gründen zu fragen, weshalb ich sage, was ich hier sage. Sage dir einfach: Das ist wahr, das ist falsch. Das gefällt mir, das gefällt mir nicht. Ein Punkt, mehr nicht.«“ (Sch 4/285, S. 131)

Eine weitere Variante im Spiel um seine Identität wählt Foucault, ebenfalls 1980, indem er das Pseudonym Maurice Florence verwendend einen Beitrag über Michel Foucault für das *Dictionnaire des philosophes* verfasst, welcher ohne Wissen der Herausgeber um die tatsächliche Autorenschaft auch so publiziert wurde (vgl. Sch 4/345).

Umso erstaunlicher erweist sich in Anbetracht der wuchernden Foucault-Rezeption die Tatsache, dass die Frage der Identität im Werk Michel Foucaults äußerst marginal thematisiert wird.

1.1 Forschungsstand

30 Jahre nach dem Tod Michel Foucaults füllt die Rezeption der foucaultschen Werke nicht nur ganze Bücherregale, sondern vermag inzwischen ganze Bibliotheken auszustatten. Insofern lässt sich selbst der Versuch, die deutschsprachige Rezeption adäquat darzustellen, als aussichtsloses Unterfangen bezeichnen. Allein im *Foucault Handbuch* (vgl. Kammler/Parr/Schneider 2008) finden sich 17 Artikel zu einzelnen Disziplinen, gepaart mit dem Verweis, damit lediglich eine „erste Orientierung“ (Parr 2008, S. 307) anbieten zu können, die „keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit oder Darstellung der Einheitlichkeit des Zugriffs erheben kann“ (ebd.). Die Gründe für die Quantität der Lektüreaufgriffe finden sich hauptsächlich in der Pluralität der foucaultschen Analysen, die zu unterschiedlichsten interdisziplinären Anschlüssen einlädt. Die enorme Anzahl der posthum erschienenen Schriften, Interviews und Vorle-

sungsreihen Foucaults, die mit Neulektüren und modifizierten Interpretationen des foucaultschen Denkens einhergehen, die Anschlussfähigkeit einzelner Theorieelemente Foucaults (etwa Diskurs, Gouvernementalität oder Biopolitik) an Fragen der Gegenwart, welche zu internationalen wie interdisziplinären Weiterentwicklungen und publizistischen Austauschprozessen führen, sowie der inzwischen erreichte Klassikerstatus Foucaults – etwa in der Soziologie (vgl. Angermüller 2004; vgl. Keller 2005), Philosophie (vgl. Schneider 2008b) und Pädagogik (vgl. Messerschmidt 2006) zeugen davon. Ein Eindruck davon, wie heterogen sich die Foucault-Rezeption innerhalb eines subdisziplinären Feldes charakterisiert, lässt sich am Beispiel der deutschsprachigen Erziehungswissenschaft gewinnen (vgl. Balzer 2007; vgl. Balzer 2008). Denn während Foucault in der deutschsprachigen Pädagogik bis Ende der 1980er Jahre schlichtweg kaum zur Kenntnis genommen wurde, ist an die Stelle anfänglicher beharrlicher Ignoranz inzwischen eine „wachsende Resonanz getreten“ (Balzer 2008, S. 406). Wie Nicole Balzer zeigt, lässt sich die erziehungswissenschaftliche Foucault-Rezeption weniger entlang von chronologischen Lektüreschwerpunkten als vielmehr über „oppositionale Bestimmungen, wie u. a. Freiheit versus Macht, Autonomie versus Heteronomie oder Selbst- versus Fremdbestimmung“ (Balzer 2007, S. 16) rekonstruieren, die sich auf die Schwerpunktsetzungen *Bildungsgeschichte*, *Subjektkritik* und *neue kritische Erziehungswissenschaft* verdichten lassen. In den – zumeist auf *Überwachen und Strafen* rekurrierenden – *bildungstheoretischen Untersuchungen* wird Pädagogik am Beispiel der Schulgeschichte (vgl. Pongratz 1989; vgl. Pongratz 1990), der Jugendfürsorge (vgl. Plewig 1993) und der Philanthropie (vgl. Glantschnig 1987) vorrangig als repressive Machttechnologie interpretiert, jedoch verharren die dekonstruktiven Studien in einem Oppositionsdenken von Macht und Freiheit sowie Pädagogik und Macht (vgl. Balzer 2007, S. 16–21). Die *subjektkritischen Bezugnahmen*, als zweiter Aufmerksamkeitskern, lassen sich im Wesentlichen auf drei Rezeptionslinien verdichten. Während die erste Rezeptionslinie – die foucaultschen Analysen der 1980er Jahre außer Acht lassend – Foucaults Überlegungen zum Humanismus und zum Verschwinden des Menschen auf die Bildungstheorie überträgt (vgl. Brinkmann 1999) und mit Bildung als unvereinbar deklariert (vgl. Forneck 1993), widmet sich eine zweite Rezeptionslinie – die foucaultschen Arbeiten der Ethik fokussierend – den Möglichkeiten einer Neubestimmung von Bildung und Erziehung, indem der Transformationscharakter des Subjekts betont wird (vgl. Reichenbach 2000; vgl. Reichenbach 2001), machtanalytische Bezugnahmen jedoch marginalisiert werden (vgl. Koller 2001). Wird das Subjekt in den beiden Lesarten zwischen den Oppositionalitäten von Heteronomie und Autonomie situiert, plädiert ein dritter Lektürestrang für ein Verlassen dieser polartigen Argumentationen, indem Befreiung und Unter-

werfung als Verknüpfungsparadox (vgl. Schäfer 1996; vgl. Schäfer 1999) und Subjekt und Gesellschaft als nicht trennscharf voneinander zu unterscheiden gedacht werden (vgl. Meyer-Drawe 1996b, S. 49), zumal „Individualität und Selbstbestimmung historisch bedingte Technologien des Selbst sind“ (Meyer-Drawe 1996a, S. 662; vgl. Balzer 2007, S. 21–29). Schließlich lässt sich ein dritter Rezeptionsstrang bestimmen, welcher Suchbewegungen einer *neuen kritischen Erziehungswissenschaft* „jenseits oppositionaler Bestimmungen“ (Balzer 2007, S. 31) diskutiert, wobei das Bewusstsein machtstrategischer Anreizung des kritischen Subjekts als Wissensfabrikant zur „praktische[n] Verweigerung einer bestimmten Regierungs- und Subjektivitätsform“ (Masschelein 2003, S. 139; Anpassung: C.P.) und dergestalt die Notwendigkeit einer neuen kritischen Haltung (vgl. Rieger-Ladich 2002; vgl. Ricken 2004) betont werden (vgl. Balzer 2007, S. 29–31).

Die Verbindung von Foucault und Identität trifft in den Geistes- und Sozialwissenschaften dabei auf eine doppelte Ignoranz. Einerseits findet Identität in der Foucault-Forschung weder im *Foucault-Lexikon* (vgl. Ruoff 2007), dem *Foucault Handbuch* (vgl. Kammler/Parr/Schneider 2008) noch in der nach Leitbegriffen geordneten *Einführung in sein Denken* (vgl. Kleiner 2007) Berücksichtigung, andererseits ist der Name Foucault in den Sammelbänden und Handbüchern der Identitätsforschung, bis auf punktuelle Bezugnahmen (vgl. Eßbach 2000; vgl. Straub/Renn 2002), meist vakant (vgl. Straub 1991; vgl. Lohauß 1995; vgl. Keupp/Höfer 1998; vgl. Straub 2004; vgl. Abels 2006; vgl. Abels 2010; vgl. Müller 2011).

Die einzigen Ausnahmen stellen hierbei Petra Gehring sowie Phillip Eigenmann und Markus Rieger-Ladich dar, die *Überwachen und Strafen* (vgl. Eigenmann/Rieger-Ladich 2010) und *Der Gebrauch der Lüste* (vgl. Gehring 2002) unter identitätstheoretischen Fragestellungen untersuchen. Petra Gehring offeriert in ihrem Artikel *Spiel der Identitäten* (vgl. Gehring 2002) eine der wenigen unmittelbaren Rekonstruktionsleistungen von Identität im Denken Foucaults, befasst sich dabei jedoch ausschließlich mit *Der Gebrauch der Lüste*. Gehring vertritt dabei die These, dass Foucault vermittels seiner historischen Studie „das Ideal des isolierten, mittels Identität bestimmten Individuums, so wie es als vorgängig *auf sich selbst* bezogene Handlungs-, Leibkörper- und Reflexionseinheit heute fast unumschränkt wirklichkeitsmächtig ist“ (Gehring 2002, S. 376), verfremdet. Indem sie sich in ihrer Rezeption auf die antiken Spielarten von Körperlichkeit nicht als „*Bedeutungen*, sondern Leib-Erfahrungen“ (ebd., S. 388) konzentriert, erachtet sie die foucaultsche Leistung insbesondere im Aufzeigen einer „historischen Bruchlinie“ (ebd.) für die gegenwärtige „Epoche der Psychologisierung“ (ebd., S. 389), die vom Imperativ der „Sicherheit einer Identität“ (ebd.) geprägt ist. Dementsprechend interpretiert Gehring den

Gebrauch der Lüste als historischen Verweis auf gesellschaftliche Formen, in denen „Identitäten im Plural“ (ebd., S. 388) gangbar wären und folglich auch Gesellschaftsformen, in denen das Subjekt „diesseits des Phantasmas einer fixen, einer materiellen Identität“ (ebd., S. 390) möglich wären.

Während also das Werk Michel Foucaults in der Identitätsforschung weitestgehend einen blinden Fleck darstellt, findet sich eine zweite markante Ausnahme im 2010 publizierten Lehrbuch *Schlüsselwerke der Identitätsforschung* (vgl. Zirfas/Jörissen 2010), worin Phillip Eigenmann und Markus Rieger-Ladich, der Bedeutung von *Überwachen und Strafen* für die Identitätsforschung nachgehen. Die Autoren vertreten in ihrem Artikel die These, dass Foucault in seiner Gefängnisstudie „wenngleich auf inverse Weise, gleichsam *ex negativo* [...] die Konzepte der Subjektivität und der Individualität in einer so radikalen Weise [thematisiert], dass davon unmittelbar auch die Rede von Identität infiziert wird“ (Eigenmann/Rieger-Ladich 2010, S. 224; Einfügung: C.P.). Eigenmann und Rieger-Ladich konstatieren das Vorhandensein von „in den Identitätsdiskursen verhandelten zentralen Motive[n]“ (ebd.; Anpassung: C.P.), gleichzeitig interpretieren sie *Überwachen und Strafen* als foucaultsche Deklaration der Unmöglichkeit eines „Subjekts, das sich allen zentrifugalen Kräften – seien diese nun psychischer oder gesellschaftlicher Art – zum Trotz um einen stabilisierenden Kern bemüht, das Kongruenz als eine Leitvorstellung des eigenen Handelns begreift“ (ebd., S. 231). Die tatsächlichen Anknüpfungspunkte für die Identitätsrezeption finden sich – so die These der Autoren – erst in den foucaultschen Arbeiten zur Gouvernementalität, die eine „bemerkenswerte Verschiebung“ (ebd., S. 234) darstellen, zumal „Identität zu einem Begriff wird, der eine entscheidende Weiterentwicklung seiner Machtkritik anzeigt“ (ebd.). Für Eigenmann und Rieger-Ladich kann auch erst im Kontext der Regierungstechnologien von Identität bei Foucault gesprochen werden, da Identität für Foucault „denn auch nicht auf die geschützte Sphäre einer Eigenheit, die den Zugriffen anderer entzogen bleibt [verweist]; vielmehr gilt sie ihm als ein Marker, der jene Stellen bezeichnet, über die asymmetrische Beziehungen geknüpft werden können“ (ebd.; Einfügung: C.P.).

Finden sich bei Gehring und Eigenmann/Rieger-Ladich noch direkte identitätstheoretische Auseinandersetzungen mit jeweils einem Werk Foucaults, wird Foucault ansonsten vielmehr als Bezugsautor hinsichtlich spezifischer Identitätsaspekte (etwa Geschlechtsidentität, Sexualität oder Bildung) herangezogen.

In den Arbeiten Judith Butlers finden sich zahlreiche machtanalytische und subjekttheoretische Bezugnahmen auf Foucault, an denen Butler anschließt und die Frage der Identität insbesondere bezogen auf Geschlechtlichkeit thematisiert. Eine unmittelbare Bezugnahme auf geschlechtliche Identität bei Foucault

nimmt Butler einzig hinsichtlich des foucaultschen Vorworts zu *Das wahre Geschlecht* vor, welches von ihr jedoch als „radikale Fehllektüre“ (Butler 1991, S. 148) gedeutet wird, zumal sie Foucault dahingehend interpretiert, „daß die Nicht-Identität in homosexuellen Kontexten produziert wird, d. h., daß die Homosexualität dazu verhilft, die Kategorie »Sexus« zu stürzen“ (ebd., S. 150 f.). Während Butler in *Das Unbehagen der Geschlechter* (vgl. Butler 1991) bei Foucault „die Kategorien »Sexus« und »Identität« allgemein als Effekte und Instrumente eines regulierenden Sexualregimes“ (ebd., S. 152) versteht und eine biologische Geschlechtsidentität als performatives Konstrukt kritisiert, überträgt sie in *Körper von Gewicht* (vgl. Butler 1997) diese Thesen auf die queerbewegung, wobei sie deren Bestreben einer Eigenbenennung als „Hoffnung auf Selbstbestimmung, die das Selbstbenennen weckt“ (ebd., S. 313), deutet, tatsächlich aber – so Butler – „Identitätskategorien [...] niemals nur einen deskriptiven, sondern immer auch einen normativen und damit ausschließenden Charakter“ (Butler 1993, S. 47; Auslassung: C.P.) haben.

Auch wenn Butler sich in ihren Texten zu Geschlechtsidentitäten auf Foucault bezieht, rekurriert sie hauptsächlich auf dessen diskurs- und machtanalytische Ausführungen, insbesondere in *Überwachen und Strafen* sowie *Der Wille zum Wissen*. Zwar schließen die Überlegungen Butlers zu Identität am Schnittpunkt von Subjektivierung, Sprachpraktiken, Körper und Macht unmittelbar an Foucault an, da Butler der Frage von Identitäten im Denken Foucaults jedoch nicht analytisch nachgeht, sondern Konstruktionsparameter von Identität bei Foucault aufgreift und weiterentwickelt, handelt es sich tatsächlich um *Anschlüsse* an Foucault. Demgemäß sind auch ihre Ausführungen in *Psyche der Macht* (vgl. Butler 2001) zu verstehen, in denen Butler zwar auf Foucaults Analysen zur Subjektivierung aufbaut, zugleich aber die ihrer Ansicht nach gegebene Vakanz von foucaultschen Theoretisierungen der Doppelfigur von „Macht als Unterwerfung und Erzeugung“ (ebd., S. 8) sowie der „gesamte[n] Sphäre der Psyche“ (ebd., S. 8; Anpassung: C.P.) kritisiert und selbst eine Weiterverfolgung dieser Leerstellen anbietet, indem sie „die Theorie der Macht zusammen mit einer Theorie der Psyche“ (ebd.) synthetisiert.

Zu den schwer von der Hand zu weisenden Leistungen Butlers gehört, dass sie inzwischen zum Kulminationspunkt für die *Gender Studies* und die *Queer Theory* avanciert ist, womit wiederum Auseinandersetzungen dieser Denkdisziplinen mit Foucault einhergehen. Obwohl Foucault „für den bundesdeutschen poststrukturalistisch orientierten Feminismus der 1990er Jahre von zentraler Bedeutung“ (Mehlmann/Soine 2008, S. 373) ist und eine „Hegemonie Foucaultscher Begriffe in der *Queer Theory*“ (Wagenknecht 2007, S. 27) zu konstatieren ist, wird Identität im foucaultschen Denken größtenteils auf die Konstruktion dichotomer Geschlechtskategorien reduziert. Die Bezugnahmen

auf geschlechtliche Identität nehmen dabei nicht das Gesamtwerk Foucaults in den Blick, sondern konzentrieren sich auf diskurstheoretische (vgl. Honegger 1991; vgl. Maihofer 1995; vgl. Mehlmann 2006), machtanalytisch-subjektdezentrierende (vgl. Sawicki 1994; vgl. Hark 1996; vgl. Hauskeller 2000; vgl. Paulus 2001) oder dispositivanalytische (vgl. Bührmann 1995; vgl. Bublitz 2001) Elemente des foucaultschen Denkens, ohne Identität im Werk Foucaults deziert zu explizieren oder zu rekonstruieren.

Eine eher anschlussbedachte Bezugnahme auf das Spannungsfeld von Sexualität, Identität und Macht bei Foucault findet sich im Sammelband *Das Spiel der Lüste* (vgl. Chlada/Jäger 2008a), wobei auch hier die Autoren nicht der Frage nachgehen, was Foucault unter Identität versteht, sondern ihn als Anregungsautor für „die Möglichkeit, neue Lüste zu *erfinden* und ihren Gebrauch zu erweitern“ (Chlada/Jäger 2008b, S. 7), interpretieren. Vor der Leitthese der Publikation, dergemäß Foucault „die Idee einer wie auch immer gearteten Identität [...] für kontraproduktiv und unbrauchbar“ (ebd.; Auslassung: C.P.) hält, widmen sich die Beiträge dem Spannungsfeld von Identität und Geschlechtlichkeit insbesondere bezogen auf Homosexualität. Beispielhaft sei in diesem Zusammenhang auch auf Jürgen Mümken verwiesen, der die These vertritt, dass „Identitäten [...] nichts anderes als Markierungen sozialer Positionen sind“ (Mümken 2008, S. 97; Auslassung: C.P.) und Foucaults Wendung „gegen schwule Identitäten“ (ebd., S. 99) als Kreativitätsaufforderung zu verstehen sind, wonach es Foucault „um die Selbsterfindung des Menschen und nicht um die esoterische Selbstfindung“ (ebd., S. 93) geht.

In seinem Aufsatz *Identitätsspiele und die Intransparenz der Macht* versucht Norbert Ricken keine Bedeutungsklä rung des Identitätsbegriffs, sondern verfolgt – sich dem foucaultschen Werkzeugkasten bedienend, aber Foucault lediglich auf zwei Seiten abhandelnd – die „Frage, worauf »Identität« zu antworten sucht“ (Ricken 2002, S. 320). Gemäß Ricken nimmt Identität im „modernen Dispositiv der Macht eine strategisch zentrale Rolle ein und fungiert als Matrix »par excellence«“ (ebd., S. 349), wie er auf Foucaults Überlegungen zur Disziplinarmacht und Pastoralmacht verweisend, nähere Ausführungen jedoch offen lassend postuliert. Indem Selbstbeobachtung und Selbstpräsentation als Zwang etabliert werden und Normalisierung durch Ausschluss des Nicht-Normalen vollzogen wird, provoziert Identität eine normalisierende Innerlichkeit – so die These Rickens (vgl. ebd., S. 351 f.).

Käte Meyer-Drawe interpretiert Foucaults Überlegungen zu Regierungstechnologien des Subjekts als von Machtmechanismen durchsetzt und von Diskontinuität geprägt, dementsprechend das Subjekt „weder nur Untertan (sujet) noch nur Souverän, weder nur Demiurg noch nur Kreatur“ (Meyer-Drawe 2000, S. 147) ist. Wenn Meyer-Drawe postuliert, dass das Subjekt „in

keiner Identität Ruhe findet“ (Meyer-Drawe 1991, S. 391), sondern sich über eine „Differenz der Masken“ (Meyer-Drawe 2000, S. 147) charakterisiert, plädiert sie keineswegs für die Freilegung eines etwaigen unverfälschten Ichs, sondern lehnt die Idee eines authentischen Identitätskerns ab. Anstatt also einem Demaskierungsauftrag zu folgen, kulminiert die Deutung Foucaults in einer Unbrauchbarkeit des Identitätsbegriffs – von Meyer-Drawe am Beispiel Bildung formuliert –, zumal dieser einerseits eine Verwirklichung des Subjekts in seiner Sinneswelt und andererseits die Interaktion mit anderen Subjekten verhindert (vgl. ebd., S. 146 f.).

Angelehnt an Foucaults Überlegungen zur Ästhetik der Existenz plädiert Wilhelm Schmid in seinem Aufsatz *Der Versuch, die Identität des Subjekts nicht zu denken* (vgl. Schmid 1996) zur Beschreibbarmachung postindustrieller Subjekte für eine Substituierung des Identitätsbegriffs durch den Kohärenzbegriff. Denn während Kohärenz von Schmid als „das Band, das die vielen »Selbste« in einem vielfältigen Selbst organisiert“ (ebd., S. 371), verstanden wird, beschreibt Identität, so Schmid, einen „festen Kern“ (ebd., S. 370), ein „Einheitsprinzip“ (ebd.), welches Veränderungsbewegungen des Subjekts nicht impliziert. Ein substantialistisches Identitätsverständnis voraussetzend interpretiert Schmid eine derartige Identitätsablehnung auch bei Foucault, jedoch ohne dies zitatrisch zu belegen und Foucault namentlich lediglich an einer Stelle erwähnend. In diesem Zusammenhang formuliert er: „Es kann gar kein Interesse daran geben, »identisch« mit sich zu sein, oder auch nicht »im Reinen« mit sich zu sein. [...] Der Begriff der Ästhetik der Existenz, von dem Foucault sprach, meint, wegzukommen vom Subjekt der Identität, hin zu einer Kohärenz, die sehr viel mehr Oszillation ermöglicht.“ (Ebd., S. 377; Auslassung: C.P.)

Thomas Dörfler fragt in seiner Forschungsarbeit *Das Subjekt zwischen Identität und Differenz* (vgl. Dörfler 2001) nach der Begründungslogik des Subjekts bei Habermas, Lacan und Foucault, wobei er den Schwerpunkt auf das habermassche Denken legt und Foucault nur punktuell heranzieht. Dörfler, der lediglich die foucaultschen Schriften der späten 1960er und 1970er Jahre zur Frage der Macht und des Subjekts betrachtet, interpretiert Identität vorrangig als „Diskurseffekt, [...] als subjektgenerierendes Prinzip“ (ebd., S. 112; Auslassung: C.P.). Von den späten Arbeiten Foucaults allein *Der Gebrauch der Lüste* betrachtend konstatiert Dörfler ein Bestreben Foucaults, „den Ausweg zu »echter« Subjektivität *jenseits* dieser Macht auf[z]uzeigen“ (ebd.; Anpassung: C.P.), womit „die Verschiebung oder Auflösung der Kategorie Subjekt“ (ebd., S. 137) einhergeht. Somit wird Identität bei Foucault von Dörfler letztlich auf ein Verständnis eines Verschränkungspunktes von Machtstrukturen reduziert.

In seiner Monographie *Identität als Ereignis* (vgl. Röttgers 2016) entwickelt Kurt Röttgers einen Identitäts-Terminus, welcher „die[] enge Kopplung von

Identität und Kontinuität, aufzulösen“ (ebd., S. 10; Anpassung: C.P.) bestrebt ist. Indem Röttgers Foucault als Archivar würdigt und dessen Gedanken zur Diskontinuität bzw. der Zersetzung von Identitäts-Gewissheiten heranzieht, beschränkt er sich zugleich auf den foucaultschen Publikationszeitraum von 1966 bis 1970 und reduziert Foucault somit auf einen Vertreter des „genetische[n] Strukturalismus“ (ebd., S. 262; Anpassung: C.P.). Infolgedessen – so Röttgers – findet sich auch die „Hauptbedeutung Michel Foucaults [...] in seinen ideengeschichtlichen Arbeiten und in deren neuartiger Methodik, die das Bild eines kontinuierlichen Fließens der historischen Materie aufgibt und Komplexe (»Episteme«, »Diskurse«, »Dispositive«) als Beschreibungsmaterial wählt, sowie die Brüche und Diskontinuitäten zwischen ihnen.“ (Ebd., S. 181) Foucault wird somit als punktuelle Referenz vom Autor herangezogen, wobei dessen Denkleistungen von 1970 bis 1984 gänzlich außer Acht gelassen werden und Foucault letztlich bei dem von Röttgers final angebotenen Verständnis von Identität als Ereignis nicht mit einbezogen wird.

In ihrem Aufsatz *Deviante Subjekte – Normalisierung und Subjektformierung* (vgl. Hark 2013) exemplifiziert Sabine Hark – unter operativer Hinanziehung Foucaults – anhand Franz Kafkas Romanfragment *Der Verschollene* (vgl. Kafka 2002) die „Grundangst der Moderne, nicht dazuzugehören, keinen Platz in der Welt zu finden“ (Hark 2013, S. 220). Den Kontingenzcharakter der Wechselbeziehungen von Normalisierungsprozessen und Subjektformierungen akzentuierend interpretiert sie Foucaults Analytik der Macht als „Versuch einer Antwort auf die Frage, »wie wir zu dem geworden sind, was wir heute sind«, um darin die Momente von Möglichkeitsvernichtung, mithin von Unfreiheit, aufzudecken“ (Hark 2013, S. 232). Indem Hark – die archäologischen Schriften gänzlich außer Acht lassend – Foucault als Machtanalytiker ins Feld führt, der die historische Gewordenheit des Subjekts und seines Selbstverhältnisses unterstreicht, „[s]tatt die universale, transzendente *Identität* des Subjekts zu akzeptieren“ (Hark, S. 225), hebt sie, die Beziehungen von Freiheit und Macht betonend, die widerständigen Aspekte des Subjekts bei Foucault sowie Kafkas Romanprotagonisten hervor.

Martin Saar liefert mit *Genealogie als Kritik. Geschichte und Theorie des Subjekts nach Nietzsche und Foucault* eine kritische Vergleichsstudie, worin er die Werke Foucaults als „Ausschnitte einer mit Nietzsche verstandenen, kritischen genealogischen Geschichte des Subjekts“ (Saar 2007b, S. 13) interpretiert. Obwohl Saar das foucaultsche *Ceuvre* zwar entlang der gängigen Dreiteilung in Archäologie, Genealogie und Ethik rekonstruiert, dabei aber nur vermeintlich markante Texte Foucaults interpretatorisch beleuchtet, gelingt es ihm, die historische Gewordenheit von Subjektivität und die kontinuierliche Entwicklung der Machtanalytik in ihren Bewegungen nachzuzeichnen. Dabei verfolgt Martin

Saar eine machtanalytische Lesart und widmet sich ausschließlich dem Genealogen Foucault, mit dem Ziel, Foucault als Anregungsautor für eine kritische Haltung herauszuarbeiten, gerade weil „die genealogische Kritik des Selbst eine politische Praxis“ (ebd., S. 295) darstellt. „Dieser Effekt wird erreicht, indem die Erläuterung der Entstehung ihrer Identität aus der Kontingenz der Macht ihnen die Kontingenz ihres So-Seins drastisch vor Augen führt und so dem Wunsch zur Selbsttransformation Nahrung gibt.“ (Ebd., S. 21) Zwar operiert Saar durchaus mit dem Terminus der Identität, jedoch kulminieren seine Überlegungen letztlich im Herausstellen des Subjekts als Machteffekt und dem Eruiieren von Widerstandsmöglichkeiten in einer kritischen Haltung des Subjekts gegenüber von politischen Mechanismen. Eine Beleuchtung von intra-subjektiven Identitätsaspekten marginalisierend versteht Saar Identität bei Foucault nicht per se als Selbstverhältnis, sondern fokussiert „politische[] Prozesse, in denen soziale Identitäten“ (ebd., S. 295; Anpassung: C.P.) entstehen, wodurch letztlich eine klare Unterscheidung von Subjektivität und Identität nicht vorgenommen wird, beide Begriffe vielmehr synonymisiert werden.

Bei der Betrachtung der Forschungsarbeiten, die das Subjekt – verstanden als unmittelbare Bezugskategorie bzw. Korrelat von Identität – im Werk Foucaults untersuchen, ist festzustellen, dass nach wie vor die foucaultschen Arbeiten der 1980er Jahre geringe Beachtung (vgl. Daiber 1999; vgl. Hauskeller 2000; vgl. Dörfler 2001) oder gar keine Berücksichtigung (vgl. Brinkmann 1999; vgl. Engels 2013) erfahren. In den wenigen Arbeiten, welche die Subjektkonstitution im Gesamtwerk Foucaults nachzeichnen – etwa Elke Dauk (vgl. Dauk 1989) und Ulrich Brieler (vgl. Brieler 1998) vor der Veröffentlichung der Vorlesungen am *Collège de France* und der *Dits et Ecrits* sowie Claus Dahlmanns (vgl. Dahlmanns 2008) und Christian Paulick (vgl. Paulick 2009), diese Neuveröffentlichungen analytisch involvierend –, wird die Frage der Identität als Element von Subjektivität weder herausgearbeitet noch dezidiert untersucht.

Diese Dissertation wird sich in diese Forschungslücke begeben und sich auf die Spurensuche anormaler Identität im Werk Michel Foucaults begeben, wobei einerseits nach den Bereichen der Selbstkonzeption gefragt wird und andererseits der Bereich der Konstitution des Anormalen, als indirekte Referenzkategorie der Subjektkonstitution, eine dezidierte Betrachtung erfährt.

1.2 Forschungsanliegen und Aufbau

Wie Ulrich Johannes Schneider (vgl. Schneider 2004, S. 22) und Clemens Kammler (vgl. Kammler 2008, S. 9 f.) betonen, unterliegt der Versuch einer systematisierenden Konzeptualisierung des foucaultschen Werkes zwei Haupt-

gefährdet, einerseits der Versuchung, Foucault denkepochal, etwa als Neo-strukturalist oder Postmodernist, zu kategorisieren, andererseits der Verlockung, den zahlreichen von Foucault dargebotenen Selbstinterpretationen seines Schaffens zu erliegen. Während sich die Gefahr einer denkepochalen Zuordnung dahingehend vermeiden lässt, deren Charakteristika sowie Vertreter/Autoren von vorn herein nicht als Erkenntnisreferenz zu kontextualisieren und das vorliegende Forschungsanliegen keine grundsätzlichen Eingemeindungsbestrebungen verfolgt, stellt sich in Anbetracht der foucaultschen Selbstinterpretationen durchaus die Gefahr eines forschersichen Distanzverlustes.

Denn während die konsequente Nichtkenntnisnahme von Selbstmethodologisierung eines Autors einer zensurhaften Begegnung mit dem Werk gleichkäme, bedeutete die unkritische Übernahme der Selbstdeutungen, die Denkentwicklungen in ihren Akzentuierungen, Widersprüchlichkeiten und Leerläufen, aber auch etwaige Brüche, Zusammenhänge oder Konstanten zu übersehen.

Diese Forschungsarbeit wird, vermittelt einer identitätsanalytischen Fokussierung, den Anspruch einer Neusystematisierung des foucaultschen Denkens verfolgen und sich dabei bewusst in den Gefahrenherd der foucaultschen Selbstdeutungen begeben. Das Denken Michel Foucaults soll dabei auf einer *rekonstruktiven Forschungsebene* einer Neulektüre unterzogen werden, auf einer *systematisierend-konzeptionellen Forschungsebene* in seinen Entwicklungsprozessen nachgezeichnet und in seiner Gänze auf einer *identitätsanalytischen Ebene* nach der Idee der Identität befragt werden.

In diesem Zusammenhang wird zu untersuchen sein, ob im Rahmen der Neulektüre die Idee der Identität/Identitätsanalytik als bislang von der Foucault-Forschung vollkommen übersehenes Analyseelement im Denken Foucaults vorhanden ist und für eine Systematisierung und Phasierung seines Gesamtwerkes ein brauchbares Referenzinstrument beziehungsweise eine Leitlinie darstellen kann.

Rekonstruktive Forschungsebene einer Neulektüre

Beläuft sich die Anzahl der zu Lebzeiten von Foucault publizierten Bücher auf zehn Monographien und drei Herausgeberbände mit insgesamt 4.000 Druckseiten, beträgt der aktuelle auf Deutsch vorliegende Werkumfang 14.000 Druckseiten.¹ Konnte sich die Foucault-Forschung über Jahrzehnte hauptsäch-

1 In Anbetracht der ausstehenden Veröffentlichung zweier Vorlesungen am *Collège de France*, des Fehlens des abgeschlossenen, jedoch bisher nicht zur Veröffentlichung freigegebenen vierten Bandes der *Historie der Sexualität* sowie immer wieder auftauchender,